
Heimatblätter aus der Bornaer Pflege

Volksglauben und Sagen

Heft 2

Heimatblätter aus der Bornaer Pflege

Volksglauben und Sagen

Inhalt

Inhalt	3
Ein Blick aus der Sicht der 1920er-Jahre	5
Über dies Heft	5
Vom Reiter ohne Kopf	6
Vom Kalb ohne Kopf.....	8
Von der Frau Holle	9
Die Bocksmarte von Hartzdorf	11
Von Nixen	12
Von Kobolden - Das Heupferd als Kobold.....	14
Vom Drachen zu Ramsdorf.....	15
Hänschensagen	16
Von Hexenmeistern.....	18
Vom Hutmann beim Witznitzer „Burgsterl“	20
Konrad von Einsiedels Heimkehr	21
Die Kirchtürme von Greifenhain (Gedicht)	26
Der Chorknabe zu Geithain.....	28
Geisterspuk auf Burg Kohren	29
Die Geisterhenne von Schloß Wolfnitz.....	35

Ein Blick aus der Sicht der 1920er-Jahre

Zwischen 1926 und 1931 sind 6 Hefte der „Heimatblätter aus der Bornaer Pflege“ von der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde der Bezirkslehrervereine Borna und Groitzsch-Pegau verfasst und herausgegeben worden. Sie sollten großen und kleinen Leuten in der Bornaer Pflege helfen, den Blick für ihre Umgebung zu schärfen, um ihnen so die Heimat immer lieber und vertrauter zu machen.

Die Schulen der alten Amtshauptmannschaft Borna verfügten jeweils über einen Klassensatz aller Hefte und diese wurden teilweise bis 1950 im Unterricht verwendet.

Es ist der Verdienst der Lehrer und Heimatforscher Liebig, Petermann, Rupert und Weber, dass es zur Herausgabe dieser Reihe kam. In den Heften werden die historische Vergangenheit, Volkskunde und Volkswirtschaft unserer Region aus der Sicht der zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts vorgestellt.

Über dies Heft

In diesem Heft wird eine Auswahl von Sagen vorgestellt, die bis Beginn des 20. Jahrhunderts zum lebendigen Brauchtum in unserer Region gehörten und von Generation zu Generation mündlich weitergegeben worden sind. Noch heute gibt es ältere Personen, die sie von ihren Eltern übernommen haben. Die Autoren haben Sagen ausgewählt, in denen ein direkter Bezug zu den Gemeinden des Bornaer Landes besteht.

Vom Reiter ohne Kopf

Er begegnete einst einem Bauernburschen aus Hagenest, der in die Löschützmillie mußte. Die Millie gehört zu Hagenest, ist aber von da aus zu Wagen nur über Lucka zu erreichen.

Diesen Umweg fuhr nun eines Abends der Hagenester Knecht mit einem leichten Breschwagen. Er hatte Getreide aufgeladen und wollte es in der Millie gegen Mehl umtauschen; denn in den nächsten Tagen sollte gebacken werden. Am Tage zu fahren war nicht möglich gewesen, die Arbeit hatte zu sehr gedrängt.

Es war dämmerig geworden, als der junge Bursche seinen Fuchs aus dem Milliegehöfte heimwärts lenkte und über die Grenzbrücke hinweg und an der Schnauder entlang fuhr. An der Staatsstraße bog er links ein und kam auch an die sogenannte weiße Brücke, die die Nelke - ein kleines Wässerlein aus dem Forste unter der Straße durchläßt. Schon von weitem schimmerten ihm die weißgetünchten Brückensteine entgegen. Aber auch ein dunkler Gegenstand ließ sich wahrnehmen. Er kam näher und näher und wurde größer und größer. Da - jetzt hatte der Bursche die Gestalt erkannt. O Graus, es war ein Reiter ohne Kopf! Schnell wie der Wind huschte er vorbei und war in der Finsternis verschwunden, ehe der junge Bauer zur Besinnung kam.

Auch an andern Orten sollen solche Spukgestalten gesehen worden sein:

am Hoppeberg bei Auligk (Kalb ohne Kopf) am Wege nach der Buschmühle zwischen Auligk und Kleinprießligk (Kalb ohne Kopf und Hund ohne Kopf)

auf „Landmanns Stücke“ nördlich von Pautzsch (Pferd ohne Kopf)

am Kreuzwege westlich von dem Flurstück „die Burg“ (Kalb ohne Kopf)

hinter dem Löbnitzer Rittergute am „schwarzen Gatter“ (Reiter ohne Kopf)

in Winters Garten in Altengroitzsch (es spukt da)

in der kleinen Helle bei Groitzsch (2 weiße Tauben)

in einem Winkel an der Schwennigke nach dem „Gränzchen“ zu (großer Hund)

auf dem Weinberg in Groitzsch (Kalb ohne Kopf)

an der Straße von Pegau nach Stöntzsch am „Galgen“ (weißer Spitz)

der Kopf des letzten Hingerichteten wurde am Floßgraben bei Stöntzsch auf einen Balken genagelt, sein Bart wuchs weiter

an der Fluderbrücke von Weiderode (Kalb ohne Kopf)

an der Brücke von Kleindalzig nach Tellschütz (Kalb ohne Kopf) - es macht fest, führt irre

am Rittergutswalle in Audigast (Kalb ohne Kopf)

auf der Straße an der Eisenbahnweiche in Kobschütz (3 weiße Sperlinge)

am „Burgwege“ in Regis (es spukt)

in dem Gehölze am Fahrweg zwischen Blumroda und Regis (Kalb ohne Kopf)

an der Wegegabelung in Görnitz (Kalb ohne Kopf)

im „Erlicht“ am Fußwege von Görnitz nach Lobstädt dreibeinige „Schecke“, eine Färse)

am Görnitzer Hügel, wo die Silberpappel steht (es spukt)

im Lobstädter Rittergute (eine weiße Frau)

in der Lobstädter St. Margaretengasse, in der Rotengasse (dreibeiniger Schimmel, ohne Kopf, dreibeiniges Kalb)

vor Breunsdorf (Ziegenbock ohne Kopf)

bei Bergisdorf, wo der Weg nach Deutzen den großen Bogen macht (dreibeiniger Hase und schwarzer Hund)

in den „Bunsen“ bei Bahnhof Kieritzsch, dort, wo der Pürstener Weg von der Kieritzsch-Lobstädter Straße abzweigt (weißes Kalb)

am Friedhof des Dorfes Kieritzsch (Kalb ohne Kopf)

Vom Kalb ohne Kopf

Rechts am Wege von Gestewitz nach Mölbis steht an der Waldecke des Mölbiser Kirchenholzes unter wucherndem Brombeergebüsch ganz versteckt ein uraltes Steinkreuz aus Porphyrt. Viele finden es heute kaum noch, doch galt dieser Platz vor langen Jahren als ein Ort, wo es nächtlicherweile „umging“.

Einst kamen von Gestewitz her zwei Bauernburschen vom Neujahrstanze „aus der Heide“. Sturmgepeitschte Wolkenfetzen jagten am Himmel dahin und sandten zeitweilig kalte Regenschauer herab, sodaß sie das spärliche Mondlicht in dämmeriges Dunkel versetzten. Heuer schien kein rechter Winter zu werden, wie es auch keinen richtigen Sommer gegeben hatte. Schnellen Fußes gingen die beiden Burschen dahin, vom schlechten Wetter und von der staubigen Winterarbeit in Scheune und Schuppen lebhaft redend.

Als sie am alten Steinkreuz vorbeieilten, verkündete die Kirchenglocke in Eula eben die erste Morgenstunde. Da brach es links durch die Zweige, sprang kaum eine Manneslänge vor ihnen entfernt quer über den Weg und verschwand im Buschholze, gurgelnde Laute wie ein Kalb ausstoßend. Zu Tode erschrocken blieben die Burschen stehen, um dann um so schneller ihren Weg nach Mölbis fortzusetzen. „Hast du es weggekriegt, das war das Kalb ohne Kopf, von dem der alte Schäferlob uns oftmals erzählte, daß es beim alten Steinkreuz die Leute erschrecke!“ „Mir wars auch so“, versetzte der andere; „denn einen Kopf habe ich nicht gesehen. Und heute paßt das ganze Wetter zu dem Spuke, ist es doch, als ob das wilde Heer durch die Lüfte fahre. „Unter solchen Gesprächen kamen sie endlich heim“.

In den nächsten Tagen gaben sie ihr nächtliches Erlebnis auch anderen Leuten kund. So fand der schon vorhandene Aberglaube „vom Kalb ohne Kopf“ seine Bestätigung und neue Nahrung.

Von der Frau Holle

In Zschagast ritt sie zuweilen auf einem Ziegenbocke den Dachfirst eines Gutes entlang und schließlich zu einer Esse hinein. Wollte ihr Bock nicht so recht vorwärts, so ermunterte sie ihn mit dem Rufe: „Hopp, mein Böckchen, hopp!“

Am Hohneujahrstag pflegte sie ihren Hauptumgang vorzunehmen und kam dabai stets auch nach Öllschütz. Sie zog da mit ihrem Gefolge durch ein bestimmtes Gut. Ein Knecht war neugierig und wollte sie durchaus einmal sehen. Er legte sich deshalb zu gegebener Zeit auf den Torbogen und duckte sich, um nicht bemerkt zu werden. Frau Holle entdeckte ihn aber dennoch und warf ihm ihre Handschuhe ins Gesicht. Sie blieben dem Neugierigen für immer an der Nase hängen.

Eines Tages ritt sie durch Medewitzsch und begegnete auf der Dorfstraße einem Schneider, der nicht ausweichen wollte. Da nahm ihr Bock das Männlein auf seine Hörner und trug es so bis Kieritzsch.

Als ihr einmal in Stolpen die Hebamme in den Weg lief, nahm sie die Frau zu sich in den Schlitten und fuhr sie bis Pödelwitz.

Ein andermal hielt sie am Werkplatze eines Zimmermannes an und zerschlug mit einer Axt ihren Schlitten. Dann befahl sie dem Manne, einen neuen zu bauen, wozu sie das Holz selbst mitgebracht hatte. Als Lohn für die Arbeit erhielt er die Hobelspäne. Darüber war er natürlich recht ärgerlich. Aber schließlich beruhigte er sich, stopfte die Späne in seinen Ranzen und ging damit heim, schüttete sie aber sämtlich, bevor er sich schlafen legte, zum Fenster hinaus. Nur ein Span fiel auf die Diele. Am Morgen, als er erwachte, blinkte auf dem Fußboden ein Stück blanken Goldes, draußen unter dem Fenster aber fand er nur ein Häufchen Asche.

Gern begleitete Frau Holle einsame Fußgänger und einzelne Geschirre. Keinem Menschen tat sie dabei etwas zu leide. Einen Knecht aber, dem sie vom Piegeler Hölzchen bis zum Imnitzer Wege zur Seite ritt, und der nach ihr schlug, peitschte sie zu Tode. Und einem Zwenkauer Höker, dem sie aufhockte, und der sie "Luder" schimpfte, dem zerbrach sie die Eier im Tragkorbe.

Ursprünglich soll sie im Medewitzscher Holze gehaust haben. Nach dessen Rodung aber zog sie ins Stolpener, und als auch das beseitigt worden war, ins Piegeler Holz. Dort war lange Zeit ihr Teich, „Frau Hollens Teich“ genannt, aus dem sie ihr Reittier tränkte. Heutzutage ist der Tümpel zugefüllt, und nur noch ein nasser Fleck zeigt die Stelle an, wo früher der Wasserspiegel glänzte. Es ist der Fleck, wo sie noch gegenwärtig in die Erde fahren soll.

In unseren Tagen hat sie niemand wieder gesehen. Wenn sie aber doch erscheint, dann schaut sie besonders nach dem Spielzeug der Kinder und prüft, wie es

gehalten worden ist. Findet sie dabei Spuren gewaltsamer Zerstörung, so nimmt sie es weg, wie Hagenester Kinder zu erzählen wissen.

Die Bocksmarte von Hartzdorf

„Hartzdorf lag zwischen Borna und Görnitz. Es soll eine der ältesten um Borna gelegenen wüsten Marken sein. Das einst zu Hartzdorf gehörige Holz, der Harthwald, sowie der Gemeindeteich waren noch in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts vorhanden.“ So berichtet die Bornaer Chronik.

Bis zu dieser Zeit noch soll es hier auf dem Wege von der heutigen Bezirksanstalt an bis Hartmannsdorf und Görnitz zuweilen recht unheimlich gewesen sein. Vielleicht schon im Schwabenkriege (1294) ist das kleine Dorf zerstört worden. Nur ein Ziegenbock entging den Nachstellungen der rohen Krieger, weil er sich an diesem Tage im dichtesten Gebüsch des nahen Harthwaldes versteckt gehalten hatte. Nachdem sich der Waffenlärm verzogen, hat das hungrige Tier seinen Stall wieder aufgesucht.

Doch standen kaum die Mauern noch, auch das rauchgeschwärzte Dach war eingebrochen. Vom Bauer und dessen Leuten, die ihm sonst das Futter gereicht, fand er niemand mehr vor. Da ist er am anderen Tage von dem menschenleeren Orte weg wieder in den Wald gegangen zur Ästung hinter sicherem Gebüsch. Aber nachts kehrte er, dem Triebe nach dem warmen Stalle folgend, immer in das zerstörte Dorf zurück. Nach einiger Zeit bemerkte er eines Nachts mehrere Gestalten, die raschen Schrittes auf dem Fahrwege nach Borna enteilt. Im Gefühle der Anhänglichkeit an seine ehemaligen menschlichen Freunde sprang er ihnen spornstreichs nach. Doch die Flüchtlinge wollten nichts von ihm wissen, sie vermuteten in seinem weißschimmernden Zottelkleid ein Gespenst aus dem wüsten Dorfe und verdoppelten ihre Schritte.

Erst unter dem Schutze der Stadtmauer blickten sie sich ängstlich um: „Gott sei Dank, der böse Geist ist verschwunden!“ So entstand die Sage von der „Bocksmarte“, die wie wucherndes Gestrüpp weiter wuchs. Das Gespenst hauste in dem alten Harthwalde bei Görnitz, machte aber auch die umliegende Gegend unsicher. Es war ein altes Weib, das auf einem Ziegenbocke ritt oder zu Schlitten oder Wagen das Land durchstreifte. Meist galt es als ungueter Geist, der die Leute, die ihm begegneten, „fest“ machte oder ihnen „aufhuckte“ und ganz besonders bösartig war, wenn nach ihm geworfen oder geschlagen wurde, während er ihm erwiesene Wohltaten reichlich belohnte. Der Hauptspuktag der Bocksmarte war das Hohnenjahr. Zu Walpurgis ritt sie mit den Hexen auf den Brocken. Die Bocksmartensage verblaßt in unseren Tagen immer mehr und wird schließlich ganz verloren gehen, wie auch die Sage von „der Roßmarte“, dem Roßgespenst des Swantowitz, nach welchem die „Roßmarsche Straße“ in Borna ihren Namen hat.

Von Nixen

Viele Flurnamen deuten darauf hin, wo sie wohnten: der Nixtümpel zwischen Lucka und Breitenhain am Rainbache, der Nixtümpel in Hohendorfer Flur und das Nixloch zwischen der Luckaer und Nehmitzer Flur bei dem Grenzsteine 41. Sie sollen auch hausen in den Regiser Teichen, im Pferdeloch in Kahnsdorf und in der schwarzen Lache am Röthaer Groitzschberge. Von vielen Orten sind sie aber vertrieben worden, wohl deshalb, weil in den Tälern der Elster, Schwennigke, Schnauder, Pleiße, Wyhra und Eula zu viel Bäume weggeschlagen wurden und dadurch mancher schöne, kühle, schattige Platz beseitigt worden ist. Wohl auch deshalb, weil der Wasserreichtum der Bäche und Flüsse nachgelassen hat und dadurch die früher sumpfigen, schwer zugänglichen Wohnorte der Nixen zu oft von Menschen betreten worden sind. Bestimmt hat es aber früher nach Aussagen alter Leute viel mehr Nixen gegeben als heutigentages.

Sie wohnten paarweise, ganz wie die Menschen, und lebten in Grotten unter dem Wasser. Die des Breitenhainer Nixtümpels und der schwarzen Lache bei Rötha trockneten zuweilen ihre Wäsche im Freien, kamen ins Dorf und vergnügten sich dort mit auf dem Tanzboden. Ja, die Breitenhainer Nixen sollen einmal sogar ein Kind aus einem Hause gestohlen haben.

Eines Tages kamen - so wird in Zschagast erzählt - auch wieder Mädchen zu Tanze, die niemand kannte. Die jungen Burschen rieten, wer sie sein könnten. Denn keiner von ihnen hatte sie je gesehen. Schließlich holte einer solch eine fremde Dirne und tanzte mit ihr. Als die Musik schwieg, fragte er sie, ob er sie nach Hause begleiten dürfe, was sie bejahte. Sie verließen den Saal und kamen nach längerer Wanderung an einen See. Da sagte das Mädchen: „Hier ist meine Heimat; wenn es dich nicht reut, kannst du mitkommen.“ Der junge Mann erklärte sich dazu bereit. Darauf schlug sie mit einer Rute mehrmals das Wasser. Es wich zurück, und ein langer Gang wurde sichtbar. Dieser führte sie in ein Dorf und an mehreren Häusern vorbei in die Wohnung des Mädchens, wo sich der Bursche verstecken mußte.

Gleich darnach kam die Mutter der Nixe, denn eine solche war das Mädchen, und fragte: „Hast du jemand mitgebracht?“ Und sie fügte gleich noch hinzu: „Der Mann paßt nicht zu uns. Wie lange wird's dauern, da will er wieder hinaus!“ Da rief die Nixe den Burschen und fragte nochmals, ob er bei ihr bleiben wolle. Und wiederum war er einverstanden. Es gefiel ihm auch in der neuen Welt. Ja, er fühlte sich da wohl, daß er das Mädchen heiratete. Erst als ihr kleiner Sohn etwa anderthalb Jahre alt war, bekam er ein wenig Heimweh. Es wurde stärker und stärker und war nicht zu unterdrücken. Schließlich bat er um die Erlaubnis, mit seiner Familie die auf der

Erde lebenden Angehörigen besuchen zu dürfen. Die alte Nixenmutter gestattete ihm die Rückkehr, aber nur auf eine gewisse Zeit.

So kam er denn wieder auf die Erde herauf, und es gefiel ihm da recht gut. Gar leid tat es ihm, als sein Urlaub um war und er wieder in den See hinunter sollte. Zu schnell stand er wieder am Ufer des Wassers, und dort angekommen, sagte er zu seiner Frau, der Nixe: „Wir wollen doch lieber oben bleiben, auf der Erde ist's doch schöner.“ Aber davon wollte die Frau nichts wissen und sagte: „Ich muß hinab in den See; wenn du nicht mitkommen willst, dann müssen wir unsern Sohn teilen.“

Dem jungen Mann tat das arme Kind leid, und er sagte: „Behalte nur den Jungen ganz.“ Aber sie zog blitzschnell ein Messer und schnitt das Kind über dem Leibe auseinander. Die obere Hälfte mit dem schönen Lockenkopfe fiel ihm zu. Tieftraurig bestattete er seinen Teil im Ufersande. Kaum aber hatte er ihn verscharrt, da schoß auch schon eine schöne Blume, wie eine weiße Lilie, aus dem Grabe empor. Die Nixe jedoch warf ihren Teil ins Wasser. Er verwandelte sich in einen Goldfisch und schwamm zu der schönen weißen Blume. Die Blume neigte sich nach dem Fischlein hin, und beide flüsterten zusammen. Die Eltern aber gingen voneinander; weder die Nixe noch ihren Mann hat man je wiedergesehen.

Ein anderes Mal ging eine Frau mit ihrer Tochter zu Markte nach Lucka. Als sie am Breitenhainer Nixloche vorbei kamen, sahen sie ein Haus stehen, das sonst nicht dort war. Eine Frau stand davor, winkte und lud sie ein: „Kommt doch herein zu mir, ich habe alles, was ihr braucht; ihr bekommt es bei mir viel billiger als in Lucka.“ Die Ruferin war eine Nixe; die beiden Frauen lehnten daher ab und sagten: „Wir gehen nach Lucka.“ Kenntlich waren die Nixen daran, daß sie bis fast unter die Arme naß waren oder doch wenigstens einen feuchten Saum am Kleide aufwiesen. Außerdem hatten sie Schwimmhäute zwischen den Zehen, die sie aber gar ängstlich vor Menschaugen verbargen, und deren Spuren im Sande, die „Nixtapsen“, sie sorgfältig verwischten.

Von Kobolden - Das Heupferd als Kobold

Alle waren untergebracht, nur der Grenadier Michel von der 3. Kompanie noch nicht. Er hatte Quartier in einem Hause bekommen, das abseits vom Dorfe an einem stillen Weiher lag. Nun trugen ihn seine langen Beine hinaus. Hungrig und müde war er nach dem anstrengenden Manövertage, aber dort in dem einsamen Hause hoffte er Erquickung und Ruhe zu finden.

Jetzt sah er sein Ziel vor sich. Groß war das Haus nicht, aber mit seinen blanken Guckfensterchen machte es einen gar traulichen Eindruck auf ihn. Er sollte sich auch nicht getäuscht haben. Das Oberstübchen war eigens für ihn hergerichtet worden. Ein sauberes Bett mit weiß schimmernden kühlen Linnen war für die müden Glieder bestimmt, und ein gedeckter Tisch mit Wurst, Speck, Schinken und andern guten Sachen sollte Magen und Kehle stärken und erfrischen. Sogar ein Sofa fehlte nicht.

Als er sich gewaschen, all den Staub und Schweiß beseitigt hatte, kommandierte er sich selbst: „An die Gewehre! Setzt euch! Haut ein!“ Aber noch ehe er den ersten Hieb vollführt hatte, rief's unten im Hofe: „Soldat, du sollst mal 'runter kommen!“ Mißmutig legte er Messer und Gabel beiseite, stand auf und stieg die Treppe hinab in den Hof. Dort sah er sich um, konnte aber niemand erblicken. Es ließ sich auch dann keine Menschenseele sehen, als er lauf rief und mit langen Schritten den Hof überquerte.

Er begab sich daher wieder in seine Stube, um nun endlich mit der Atzung zu beginnen; aber wie er gerade wieder zu kräftigem Einhauen ansetzte, sieh, da hüpfte gar lustig und munter, dreist und ohne Scheu ein Heupferd auf dem Tische umher, vom Teller auf die Wurst, von der Wurst in den Senfnapf und von da mit gelben Beinen aufs Brot. „Na warte, du Grashüpfer!“ sagte da der Soldat und bemühte sich, das Tier zu haschen. Aber was tat es da? Es entsann sich der Kräfte seiner großen Vettern, der Heuschrecken, und sprang mit gewaltigem Satze dem Soldaten an die Kehle, strampelte mit den langen Beinen und biß sich fest, als wollte es den großen Menschen erwürgen. Der Soldat mußte fest zugreifen, um sich des Angreifers zu erwehren, und er hätte sicherlich das Heupferdchen zwischen seinen Fingern zerdrückt, wenn nicht in diesem Augenblicke die Wirtin erschienen wäre, die ihren Liebling, das Heupferd, behutsam in beide Hände nahm und hinaustrug.

Das Tier war der Kobold des Hauses gewesen.

Vom Drachen zu Ramsdorf

Die letzten Tage der fröhlichen Kirchweihmusik in der Hohendorfer Schenke waren verklungen. Langsam leerte sich der geräumige Tanzboden, und heimwärts strömten Burschen und Mädchen. Drei biedere Freunde befanden sich bereits auf der Höhe halben Weges nach Ramsdorf.

Klar und ruhig war die Nacht, und im hellen Mondenschein erkannten sie von weitem schon die dunklen Umrisse ihres heimatlichen Dorfes. Da, mitten in übermütigen Scherzworten, hält einer der Burschen plötzlich inne, bleibt mit seinen Gefährten wie angewurzelt stehen und zeigt mit erhobenem Arme geradeaus, indem er hastig in die Worte ausbricht: „Habt ihr sie gesehen, die feurigen Funken aus der Feueresse dort? Ein ganzer Schwarm war’s!“, „Wahrhaftig, jetzt hab’ ich’s mit eigenen Augen erschaut! Das war bei der alten Neuberin, die hat den Drachen! Alle Leute wissen das, bloß sagen darf man’s nicht!“ setzte ein anderer seiner Kameraden hinzu. Und eben schlug die altersschwache Kirchturmuhr in Ramsdorf eins.

Weiter wandelnd ergingen sich die drei in allerlei Mutmaßungen und erzählten, was sie im Dorfe von den Nachbarn des verrufenen Anwesens gehört hatten. Dort hauste seit Jahrhunderten schon eine Bauernfamilie, einfach, arbeitsam und sparsam von Kind auf in allen ihren Vorfahren und Nachkommen. Sie hatten die Wirtschaft hochgebracht und in schlechten Zeiten gehalten, selbst dann, als man den tödlich verunglückten Vater hinaustrug und die Frau und die alte Mutter das Regiment führten, weil die Kinder noch klein waren. Kein Wunder, wenn Neid und Mißgunst im Dorfe erwachten und sich verstohlen breit machten; denn der Aberglaube trieb noch in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts trotz Aufklärung in Schule und Zeitung seine wunderlichen Blüten. Nach Jahrzehnten noch wurde die Mär vom Drachen zu Ramsdorf von Knechten und Mägden, die sie als Kinder einst schauernd mit angehört, in umliegende Orte getragen und noch manches hinzugesetzt.

„Ja, die alte Neuberin hatte wirklich den Drachen!“ erzählte eine alte Magd noch 30 Jahre später im Nachbardorf; denn als sie zum Liegen kam, konnte sie nicht „ersterben“. Erst als man auf Geheiß des klugen Hofeschäfers trockenen Pferdedünger unter ihr Kopfkissen legte, verschied sie. Und als man tags darauf im Keller eine kleine, verschlossene Eisentür öffnete, kam aus dem engen Gelaß eine schwarze Henne heraus. Im Hofe hüpfte sie wie betrunken umher, angefeindet und verfolgt vom ganzen Hühnervolke, bis sie durch das Schlupfloch der Schuppentür nach dem Garten auf Nimmerwiedersehn verschwand! Das war der Drache!

Hänschensagen

1. Sage

In einem Bauernhofe zu Trautzschen gab es alle Sonntage zum Mittagessen schöne weiche Mehlklöße und dazu vorzügliches Schwarzfleisch, ein trefflich mündendes Gericht, dessen niemand überdrüssig wurde.

Nur eins gab zu denken: man sah die Bäuerin nie die Klöße zurichten; wenn das Gesinde des Sonntags aus der Kirche kam, waren sie schon fertig. Und so oft es Schwarzfleisch gab: der Vorrat in der Räucherammer nahm nicht ab.

Da konnte nicht alles mit rechten Dingen zugehen, und die Großmagd sagte geheimnisvoll: „Wer weiß, wo Klöße und Schwarzfleisch herkommen!“ Mit einem Male war der Appetit vorbei. Das Rauchfleisch hatte nicht mehr den feinen Geschmack wie vordem, und die Klöße wollten kaum noch hinunter. Als eines Sonntags der Knecht, der sonst einen halben Kloß auf einmal verschlungen hatte, wieder an einem Bissen würgte, nahm er sich vor, der Sache auf den Grund zu gehen. Ärgerlich warf er sein Messer auf den Tisch - die Bäuerin hatte gerade die Stube verlassen - und sagte: „Am kommenden Sonntage muß ich erfahren, woher die Klöße stammen.“

Als die Bäuerin am nächsten Sonntage ihr Gesinde wiederum zur Kirche schickte, versteckte er sich in der Küche hinter dem Backofen und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Und sieh da! Gerade wie die Glocken zur Kirche läuteten, kam ein Männlein in die Küche herein. Die Bäuerin hob es empor und setzte es auf einen Stuhl. Dann streichelte sie ihm freundlich die Wange und sagte: „Gäk, Hänschen, gäk Klöße und Schwarzfleisch!“ Da riß der Kleine plötzlich das Maul auf, verdrehte die Augen, und Kloß um Kloß quoll aus seinem kleinen Munde! Das konnte der Großknecht nicht lange mit ansehen. Er schlug mit seiner derben Rechten gewaltig gegen die Wand, daß es nur so schallte. Im Augenblick verschwand das Kloßmännchen. Die zornige Bäuerin aber schob den Störenfried mit einem derben Fluche zur Tür hinaus. Unwillig ging hierauf der Knecht an seine Arbeit. Als er Heu vom Boden holte, stürzte er die Treppe hinunter und brach den Hals.

2. Sage

Auf einem Gute in Hagenest dienten einst zwei Mägde und ein Osterjunge. Die Bäuerin war sehr fleißig. Wenn es auf dem Felde zu tun gab, war sie stets dabei, sie war die erste und letzte bei der Arbeit. Erst mit dem Mittagläuten, um 11 Uhr, ging

auch sie heim, um mit dem Gesinde das Vieh zu beschicken. Trotzdem war aber das Essen immer rechtzeitig fertig.

Auch hier konnte nicht alles mit rechten Dingen zugehen, und der Osterjunge wollte das Geheimnis ergründen. Zu gegebener Zeit schlich er sich die Treppe hinauf in die Kammer, wohin die Bäuerin stets vor dem Essen ging, suchte sich ein Versteck und lauschte. Und richtig, wie alle Tage, so kam auch heute die Frau herauf in die Kammer, die Tür hinter sich sorgfältig verschließend. Dann trat sie an ein Faß heran und sagte: „Gäk, mein Hänschen, gäk!“ Da klang es aus dem Fasse heraus: „’s guckt, ’s guckt, ’s guckt!“ Die Bäuerin erschrak; sie sah sich im Zimmer um, erblickte aber niemand. Erneut bat sie deshalb: „Gäk, doch Hänschen, gäk doch!“ Aber wiederum antwortete es ihr: „’s guckt, ’s guckt!“ In diesem Augenblicke wurde der Junge von draußen gerufen; er bewegte sich, wurde entdeckt und bekam eine tüchtige Tracht Prügel.

Anmerkung:

Die alten sorbischen Bauern hatten einen Stab, an dessen Spitze sich eine Hand befand, welche einen eisernen Ring hielt. Dieser Stab wurde von dem Hirten des Dorfes, wenn eine Versammlung sein sollte, von Haus zu Haus getragen. Dabei sprach der Träger beim ersten Eintritt ins Haus zum Gruße: „Wache, Hennil, wache!“ So wurde der Stab in der Bauernsprache genannt. Und dann schmausten sie selbst köstlich und meinten durch den Schutz desselben gesichert zu sein.

Von Hexenmeistern

Vom alten Gr.

Vor ungefähr 50 Jahren starb der letzte und größte Hexenmeister der Oberdörfer, der alte Gr. Er besaß ein Gut in Costewitz und die Untermühle in Pegau. Seine ständige Rede war: „Jetzunter und alleweil und su.“ Er hatte ein doppeltes Gesicht, d.h. er sah gleichzeitig alles, was auf seinen Feldern und in seinen Gebäuden vorging. Ängstlich wachte er darüber, daß ihm nichts gestohlen wurde, wie das alle die tun, die den Kobold haben.

1.

Eines Tages im Frühjahr ging eine Frau aus Elstertrebnitz auf seine Felder und rupfte Gras für ihre Ziege. Darnach melkte sie das Tier und setzte die Milch in den Ofen, um sie für ihr kleines Kind abzukochen. Plötzlich nahm sie einen üblen Geruch wahr. sie eilte zum Ofen und sah in den Topf. Da war lauter Jauche darin.

2.

In einem guten Jahre hingen seine Kirschbäume über und über voll. Ein paar Knechte konnten der Versuchung nicht widerstehen und taten sich am Abend an den saftigen Früchten gütlich. Sie waren nicht wenig erstaunt, als sie am nächsten Morgen die Bäume wieder vollhängen sahen.

3.

Einst las ein Knabe auf Gr. Felde Ähren, nahm aber auch aus den Mandeln. Dabei stach er sich an einer Stoppel und bekam ein krankes Bein. Es wurde schlimmer und schlimmer. Kein Doktor konnte helfen. Schließlich mußte das Bein sogar abgenommen werden. Hätte der Knabe aber beim alten Gr. Abbitte getan, so wäre sicherlich Heilung erfolgt.

4.

Ein anderes Mal stahlen ihm Diebe einen Schubkarren Getreide. Als sie das Feld entlang fuhren, wurde der Karren immer leichter. Wie war das nur möglich? Ganz einfach: der alte Grot schob selbst mit. Auf dem Wege angekommen, sahen ihn die Diebe. Jetzt donnerte er sie aber an und hieß sie, sein gestohlenen Gut wieder auf das Feld zu fahren.

5.

Eines Tages hatte ihm eine Magd aus Costewitz ein Knechtebett gestohlen. Sofort versammelte er seine Leute um sich und sagte: „Jetztunter und alleweil und su. Wer mir das Bett gestohlen hat, der soll so voller Läuse werden, daß er es nicht aushalten kann!“ Da wurde die unehrliche Magd so voll Ungeziefer, daß sie sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie das Bett dem alten Gr. zurückbrachte und ihn bat, ihr die Läuseplage doch wieder abzunehmen.

Vom alten Mutz.

Ein anderer Hexenmeister wohnte in Wildenhain. Aus dem Schornstein seines Häuschens guckte mitten in der Nacht ein feuerrotes Tier heraus. Wer Gras von seinen Feldern holte und es verfütterte, dem starben Kaninchen, Ziegen und Kühe.

Einmal waren auch wieder zwei Frauen auf die Wildenhainer Felder gegangen. Ohne ihr Wissen waren sie dabei auf ein Grundstück des alten Mutz geraten. Da stand das Gras, der Mäusedarm, am fettesten, und ohne sonderliche Mühe füllten sich Körbe und Schürzen. Die Frauen freuten sich, daß sie eher, als sie gedacht hatten, heimkehren konnten. Aber o Schrecken: ihre Hände schwellen zusehends an und wurden dicker und dicker! Da merkten sie, daß sie auf den Feldern des alten Mutz gewesen waren.

Sie gingen alsbald hin zum alten Hexenmeister, zeigten ihre Hände und sagten: „Wir wollen es nicht wieder tun.“ Der Mann besah sich die Hände und erwiderte: „Geht nur nach Hause!“ Alsbald legte sich die Geschwulst.

Vom Hutmann beim Witznitzer „Burgsterl“

Das ist die Gegend, wo - nördlich von Witznitz - Wyhra und Eula zusammenfließen. Kommt da in einer lauen Sommernacht in der 12. Stunde ein Schneidergesell einsam den Wiesenweg von Witznitz her, wo er fertige Lodensachen abgeliefert hat. Lustig klimperte das erhaltene Geld in der Tasche. „Wenn die blanken Taler mein wären! Wenn ich dem leichtgläubigen Meister einreden könnte, wie sie mir auf dem Heimwege geraubt oder sonstwie abhanden gekommen wären!“ Solche Gedanken ziehen wild durch seinen Sinn. Auch an die Geschichte muß er denken, die einst die alte Meisterslore nach Feierabend den Kindern erzählte, und der er damals ungläubig lächelnd lauschte.

Eben an der Stelle, die jetzt zur mitternächtigen Stunde seine Füße überschreiten, erscheine ab und zu der „Hutmann vom Burgsterl“. „Das ist“, so hatte die Alte berichtet, „der friedlose Geist eines Fleischhauerknechtes“, der vor langen Jahren in der Schenke zu Hain das Kaufgeld für eine Kuh verkartet hatte. Von Reue geplagt, hat er sich beim Burgsterl im tiefen Wasser ertränkt. Vorher hat er seinen Stock in die Erde gespießt und den Hut daran gehängt. Daher der Name „Hutwart“. Das Gespenst verfolgt zuweilen heute noch an dem unheimlichen Orte die Menschen, die ein schlechtes Gewissen haben!

Dieser Erzählung der Ahne erinnerte sich der Schneidergesell jetzt lebhaft. Schnellen Fußes suchte er jener Stelle auf dem Wege rechts des Wyhralaufes zu entgehen, ohne sich auch nur einmal umzuschauen. Erst als er die Fahrstraße nach Kleinzössen erreichte, wagte er's. Aber was ist das! Kommt da nicht durch die grauen Nebelschleier ein „behuteter Mann“ hinter ihm her, gespenstisch, lautlos, immer näher? Mit keuchender Brust durchquert der gehetzte Gesell das Dorf auf der Wegbiegung in Kleinzössen. Da will er aufatmen; doch hinter dem Dorfe links in den Wiesen taucht der nächtliche Verfolger von neuem auf. Im fahlen Mondlicht vermeint der geängstigte Schneider die graue Gestalt deutlich zu erkennen, bis sie vor Hain in den Pleißenfluß verschwindet. War's Wirklichkeit? War's Einbildung? Noch lange denkt er über sein nächtliches Erlebnis nach und manche andere, denen er davon erzählt.

Konrad von Einsiedels Heimkehr

Ein Reitersmann trabte auf seinem müden Rosse von Penig kommend Altmörbitz zu. Nach seiner zerissenen und verstäubten Kleidung hatte er eine weite Reise hinter sich. Aus dem hageren, von Gram und Entbehrungen durchfurchten Gesichte sprach Ungeduld, die sich mehr und mehr steigerte. Unruhig spähte sein Augen nach Norden. Nach einer Weile tauchten rechts vor ihm die Mauern und Türme der Burg Gndstein auf, wunderbar beleuchtet von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne. Dieser Anblick griff dem Ritter seltsam ans Herz. Er hielt sein treues Roß an und blickte lange tiefbewegt hinüber. Endlich füllten Tränen seine Augen, und mit müder Stimme hauchte er: „Heimat! Heimat! Werde ich dich noch finden, du mein liebes Weib?“ Die Erinnerung zauberte ihm das Bild seiner Gemahlin vor die Seele, jugendlich und hold, wie er sie vor 31 Jahren zum Altar geführt.

Die Nacht hatte bereits ihre dunklen Schleier ausgebreitet, als der Ritter vor dem schweren, mit Eisen beschlagenen Tore der Burg Gndstein hielt. Dreimal schlug er mit dem Schaft seines Speeres gegen die Torflügel. Oben öffnete sich ein Fenster, und der Wächter rief: „Wer begehrt Einlaß zur Nachtzeit?“

„Öffne schnell, Alter, dein Herr wartet vor seiner Burg!“ „Macht keine dummen Späße! Unser Herr schläft bereits seit einer Stunde dort drüben, wo das matte Licht schimmert.“

Diese Worte fielen dem Ritter schwer aufs Herz. „Für tot gelte ich, und ein anderer hat das Erbe angetreten“, murmelte er, „freilich, dreißig Jahre sind eine lange Zeit! Ich hätte es wissen können.“ So hatte er sich die Heimkehr während der letzten Monate nicht ausgemalt.

Da rief der Pförtner von oben: „Schert euch fort; Landfremdes Gesindel dulden wir nicht vor dem Tore!“ Diese Worte erzürnten den Ritter, seine Gestalt straffte sich, und mit mächtiger Stimme rief er: „Landfremdes Gesindel hat sich noch kein deutscher Ritter nennen lassen!“ und krachend fuhr sein schwerer Speer durchs Fenster in das Pförtnerstübchen.

„Ein ungehobelter Klotz!“ brummte der Alte oben und ließ sich nicht mehr sehen. Konrad von Einsiedel führte sein Roß den Berg hinab. Es war nun finstere Nacht geworden. Da huschte ein Mädchen an ihm vorbei und strebte der Burg zu.

„Kind, wohin so eilig?“ rief Konrad und hielt das Mädchen am Arme fest. „Laß mich gehen, edler Ritter, meine Herrin wird schelten, daß ich solange drunten im Dorfe blieb“, war die ängstliche Antwort. „Wer ist deine Herrin?“, „Frau Kunigunda von Einsiedel.“ „Meine Gemahlin, sie lebt noch“, flüsterte freudig erregt der Mann, und laut sagte er: „Mädchen, verdien' dir einen Gotteslohn; sag' deiner Herrin, ein

Ritter stehe vor dem Tore und bringe ihr wichtige Kunde. Wenn sie sich fürchte, solle sie alle ihre Knechte mitbringen. Eile, Kind!“

Das Mädchen sah trotz der Dunkelheit das gramdurchfurchte Gesicht des Mannes. Mitleidig antwortete es: „Wartet, ich will tun, was Ihr wünscht!“ Wieder war Konrad von Einsiedel allein, er schritt langsam den Burgberg hinan und wartete. Endlich wurden Stimmen laut, das Tor öffnete sich knarrend, und rasselnd ging die Zugbrücke nieder. Darüber schritt eine Frau, begleitet von vier bewaffneten Knechten.

„Ihr begehrt mich zu sprechen. Es muß eine wichtige Botschaft sein, die Ihr zu nachtschlafender Zeit bringt“, fragte die Frau erwartungsvoll. Einen Augenblick betrachtete Konrad die vom Feuerschein zweier Fackeln beleuchtete Gestalt. Dann stürmte er mit ausgebreiteten Armen auf sie zu und rief: „Ja, du bist es, mein geliebtes Weib!“ Aber drohend senkten die Knechte ihre Spieße, und die Frau wich einen Schritt zurück.

Abwehrend hob sie die Hände und betrachtete sinnend den Ritter. Dann schüttelte sie langsam das Haupt:

„Ihr wäret Konrad von Einsiedel? Mein Gemahl? Nein, seine Gestalt war kräftiger, sein Blick stolzer. Und ich habe sichere Kunde, daß er vor fast dreißig Jahren auf einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande seinen Tod fand“, sagte sie langsam.

„Nein, nicht seinen Tod“, versetzte der Ritter mit einer Stimme, aus der Schmerz und Enttäuschung sprachen, sondern viel Schlimmeres: „qualvolle, jahrzehntelange Sklaverei.“ Jetzt rief der Alte aus dem Pförtnerfensterchen herab: „Traut ihm nicht, edle Frau, er führt Böses im Schilde; seht, dieses Fenster hat der grobe Gesell vorhin mit seinem Speer eingeschlagen. Traut ihm nicht!“ Die Frau nickte und schritt langsam zurück. Die Ketten rasselten wieder, und alles war still.

Tiefe Traurigkeit erfüllte den Ritter. „Komm, mein treuer Kamerad“, sagte er zu seinem Rosse, „wir wollen weiterziehen, hinein in die freudlose Welt“.

Bald umgab ihn der stille Wald. Er band sein Pferd lose an einen Baum, hüllte sich in seinen Mantel und streckte sich auf die weiche Moosdecke nieder. Müde war er, müde zur Ohnmacht, aber der Schlaf wollte nicht kommen.

Bilder aus der Vergangenheit stiegen vor seinem Auge auf. Er sah sich mit dem sächsischen Adel im Zuge des Kurfürsten Friedrich auf dem Wege nach Böhmen, um die Hussiten für ihre Raub- und Mordtaten zu züchtigen. Er durchkämpfte in der Erinnerung noch einmal die furchtbare Schlacht bei Außig am 15. Juni 1426. Fast die ganze kursächsische Ritterschaft lag bleich auf den blutüberströmten Hängen des Weißen Berges. Sein treues Roß trug ihn damals in wilder Flucht dem Erzgebirge zu. Nur klein war das Häuflein seiner Gefährten, und drohend klirrten die Waffen der Verfolger, die immer näher kamen. Da gewahrten die Flüchtigen in der Ferne das Schloß Schreckenstein. Mit letzter Kraftanstrengung jagten sie dorthin. Das Burgtor schloß sich hinter ihnen - sie waren gerettet.

Wenige Minuten später stieß der Wächter auf dem Turm ins Horn und meldete die Ankunft der Verfolger. Schnell wurde alles zur Verteidigung hergerichtet. Da, Tumult und Stimmengewirr im Hofe. Die treulose, feige Besatzung des Schreckensteins hatte den Hussiten die Tore geöffnet. Konrad von Einsiedel verteidigte zwei Tage lang mit wenigen Getreuen den Turm gegen die Überzahl der Feinde. Zuletzt war ihm nichts übrig geblieben, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Aber merkwürdig, der Hussitenführer schenkte ihm und seiner tapferen Schar Freiheit und Leben und ließ sie ungehindert heimkehren.

Ein anderes Bild zauberte die Erinnerung vor das Auge des Heimatlosen. Er sah sich, den grauen Pilgermantel über dem Harnisch, von nur wenigen Knechten begleitet, auf der Pilgerreise nach dem heiligen Grabe, um Gott an der geweihten Stätte für die wunderbare Errettung aus der Hand der Hussiten zu danken. Die weiten Ebenen Ungarns, die wilden Berge des Balkans, das goldglänzende Konstantinopel, die Märchen des goldenen Horns, die Gärten des Bosphorus, die Schlösser des Marmarameeres, das kahle Hochland Kleinasiens: alles sah er wieder. Dann drückte ihm der Schlaf die Augen zu.

Süße Träume umgaukelten ihn. Er sah sich in seliger Jugendzeit auf der Burg Gndstein, behütet von der liebevollen Mutter und dem tapferen Vater. Wieder tummelte er sein Rößlein, schwang er sein Schwert, schleuderte er den Speer. Er sah sich auf einer Wiese zu Füßen der Burg seinem Jugendfreunde Hans von Gablenz auf Windischleuba im Turnierkampfe gegenüber. Jauchzend stürzten die beiden einander entgegen. Die Rosse bäumten sich, Konrad ließ die Lanze fallen, stechenden Schmerz im rechten Oberarm verspürend. Sein Freund hatte ihm den Muskel durchbohrt. Scherzend verband der Vater die Wunde. Oft zeigte Konrad später Hans von Gablenz die Narbe. Das im edlen Spiele vergossene Blut hatte die Freundschaft der Kämpfenden nur noch gefestigt.

Eine Drossel im Wipfel einer alten Linde weckte mit ihrem Morgenliede den Schläfer aus seinen Träumen. Gestärkt sprang er auf, band das Pferd los, klopfte ihm den mageren Hals und rief: „Auf zum letzten Ritt! Hans von Gablenz, alter Freund, bist du noch unter den Lebenden, so wirst Du mich nicht abweisen! Auf! Hans, ich komme!“ Bald war Windischleuba erreicht. „Melde Deinem Herrn: Hier gut Freund!“ rief Konrad dem Pförtner zu. Schnell öffnete sich das Tor, und der Ritter ward von einem Diener in ein kleines Zimmer geführt, an dessen Wänden Wappen und allerlei Waffen hingen. Eichene Bänke liefen um einen schweren Tisch herum. Ein Vorhang öffnete sich, und Hans von Gablenz trat herein, noch kräftig von Gestalt, aber mit silbern glänzendem Haare.

„Herzlich willkommen, wer Ihr auch seid! Eure Gestalt ist mir fremd, aber Euer Auge muß ich kennen“, begann er das Gespräch. Da streifte Konrad von Einsiedel den rechten Rockärmel zurück und zeigte ihm den entblößten Arm. Hans starrte auf die Narbe. „Konrad! Konrad! Alter Freund!“ rief er, und beide Männer sanken einander an die Brust.

Am Mittag saßen sie wieder in dem trauten Stübchen. „Über die Enttäuschung des gestrigen Tages hast du mir berichtet, nun erzähle, wie es dir auf der Pilgerfahrt ergangen ist!“ hub Hans von Gablenz an. Konrad von Einsiedel erzählte: „Bis nahe an Antiochien ging alles gut. Da fiel plötzlich eine Türkenschar über mich und meine Knechte her. Widerstand wäre zwecklos gewesen; auch wollte ich das Leben meiner Getreuen schonen. So ergaben wir uns mit der Hoffnung im Herzen, bald eine Gelegenheit zur Flucht zu finden. Wir sollten uns arg getäuscht haben. Meine Knechte sind mir nie wieder zu Gesicht gekommen. Von den 28 Jahren, wo ich die Sklavenketten trug und meist auf Schiffen arbeiten mußte, laß mich schweigen! Nie erlosch in dieser Zeit die Sehnsucht nach der Heimat in meinem Herzen! Jetzt schreiben wir das Jahr 1455. Als die Türken zum Kriege gegen die Christen rüsteten und nach Europa zogen, wurde ich mitgenommen, um Schanzarbeiten zu verrichten. Da erwachte in mir von neuem die Hoffnung, entfliehen zu können. Freilich sah es nicht danach aus; denn überall drängte der Halbmond das Kreuz zurück. Schließlich lagerten wir vor Belgrad, und ich mußte mit anderen Leidensgefährten Laufgräben auswerfen. Da brachen unerwartet die Ungarn über die Türken herein. Wir in den Laufgräben wurden abgeschnitten und gefangen. Die Ungarn schenken mir als einem Christen die Freiheit, Waffen und ein gutes Pferd. Wochenlang bin ich geritten, um heimzukommen. Daß man mich von meiner Burg wies, habe ich Dir bereits heute morgen erzählt.“

„Tröste dich“, begann nun Hans von Gablenz, „deine Burg ist zwar für dich verloren - der Kurfürst hat sie deinem Bruder zugesprochen - , aber dein Weib lebt noch; jetzt reite ich hinüber nach Gndstein und schaffe Klarheit.“ „Tu das“, erwiderte Konrad. „Was liegt mir noch an der Burg? Nach einem ruhigen Lebensabend an der Seite meiner Gemahlin, nach stillen Stunden in der Heimat sehnt sich mein gequältes Herz.“ Er nickte dem Freunde stumm zu, der bald darauf zum Tore hinaus nach Gndstein hinüberraute. Nicht lange darnach kam Hans von Gablenz zurück. „Alles ist gut!“ rief er Konrad entgegen, „Frau Kunigunda erwartet dich in der Heimat! Zürne ihr nicht, daß sie dich gestern abwies. Dich haben die vergangenen 30 Jahre bis zur Unkenntlichkeit verändert. Aber - will es Gott -, so lebst du noch einmal auf! Dein Bruder heißt dich auch herzlich willkommen und wünscht die Entscheidung darüber, wer nun Herr von Gndstein sein soll, dem Kurfürsten zu überlassen!“, „Mir ist es recht! Vielen Dank, alter Freund, für dein Bemühen!“ antwortete Konrad von Einsiedel. „Laß mein Roß satteln, noch in dieser Stunde will ich heimreiten!“ Unter dem Burgtor empfing ihn seine Gemahlin und sank ihm weinend an die Brust. Auch sie hatte viel gelitten in den Jahren des Harrens und Trauerns.

Nach einigen Wochen traf der Befehl des Kurfürsten ein, wonach dem Heimgekehrten eine hohe Abfindungssumme gewährt werden mußte. Konrad erlebte das Glück einer frohen Nachkommenschaft. Aber sein Stamm sollte nicht fortblühen. Nur einer seiner Söhne, Wilhelm, erreichte die Jahre des Mannesalters.

Auch ihm wurde das heilige Land zum Verhängnis. Als er im Jahre 1493 nach Jerusalem pilgerte verlor er unterwegs auf gewaltsame Weise sein Leben.

Die Kirchtürme von Greifenhain (Gedicht)

Dem Herrn von Eschefeld gefiel
nichts besser als das Würfelspiel.
Er spielt' um hohen Preis und schor
sich wenig drum, wenn er verlor.
Auch Ritter Kunz von Greifenhain
schien diesem Spiele hold zu sein,
und beide hatten manche Nacht
am Würfelbrette zugebracht.

Wenn nun das edle Ritterpaar
so mit dem Spiel beschäftigt war,
da saßen sie wie angepicht
am Tisch und sahn und hörten nicht,
ja, Frohburg konnte untergehen,
sie hätten sich nicht umgesehn,
und siehe, der von Eschefeld
verlor fast stets das meiste Geld.

Einst spielten sie zur Erntezeit
mit der gewohnten Emsigkeit.
Da zieht ein schweres Wetter auf,
jedoch sie hörten nicht darauf,
und ob der Donner auch mit Macht
aus rabenschwarzen Wolken kracht
und Blitze klirren, Schlag auf Schlag,
die Spieler fragen nicht darnach.

Da stürzt ein Knecht herein und spricht:
„Ach, edle Herrn, wißt Ihr's noch nicht?
Bei uns und auch in Greifenhain
schlugs eben in den Kirchturm ein!
Die Türme brennen lichterloh,
wie eine Schütte trocken Stroh.

Ein Glück, daß sich der Wind gedreht
und nun die Glut dorfabwärts weht!“

„Hm“ - brummt der Eschefelder Herr
so ruhig, als ob gar nichts wär' - ,

„laßt brennen, was nun einmal brennt,
und löscht nur, was Ihr löschen könnt!“

Jedoch der Herr von Greifenhain
schien etwas ängstlicher zu sein,
griff zum Barett und wollte gehn
und nach dem Feuer drüben sehn.

Da hielt der Andre ihn „Ei was,
so bleibt, doch da! Was schiert uns das?
Ich seh nicht ein, was Ihr so rennt,
da ihr es doch nicht löschen könnt!
Ein einzig Spiel noch! Meiner Treu,
da kommt mir ein Gedank' dabei!
Beim Zernebock, so wartet doch!
Ein außereinz'ges Spielchen noch!“

Setzt Euch! Mir fällt ein Späßchen ein:
„Ihr setzt den Turm von Greifenhain
und ich den Turm von Eschefeld,
das heißt: zum Kirchturmbau das Geld.
Wer nun gewinnt, der baut sich dann
zwei Türme, und der andre kann
und darf nie wieder einen bau'n.
Wollt Ihr's, nun topp, so laßt uns schau'n!“

Der Greifenhainer will nicht dran,
doch spricht er endlich: „Nun wohlan!
Es gilt! Das Wort ist Unterpfund!“
Sie geben sich darauf die Hand;
dann wirft der Eschefelder elf!
„Seht her! Euch hilft nur noch die Zwölf,
sonst ist der Turm von Greifenhain
mit Fahne, Knopf und Glocke mein!“

*Der Greifenhainer nimmt darauf
die beiden Würfel ängstlich auf
und wirft: „Ha, sechs und sechs ist zwölf!
Wie stehts denn nun mit Eurer Elf?
Ja, ja, zwei Sechsen, seht nur her!
Das ist ein glücklich Ohngefähr!
Mein ist der Turm von Eschefeld,
und Ihr - gebt mir zum Bau das Geld!“*

*Der andre grollt: „Heut trifft michs hart!
So hats mich doch noch nicht genarrt!
Ihr seit gewiß ein Sonntagskind,
daß Ihr fast allemal gewinnt. -
Das Geld zum Turm sollt Ihr empfangn,
doch würfl ich nie mit Euch fortan!
Je dennoch sprecht nur bei mir ein,
Ihr sollt mir stets willkommen sein!“*

*So ward das Würfeln ausgesetzt,
doch blieb die Freundschaft unverletzt,
und als der Türme Zwillingsspaar
nach zween Jahren fertig war,
da zahlte der von Eschefeld
getreulich das verlegte Geld,
zwar eben nicht mit heitrem Blick,
doch ohn' ein scheeles Wort zurück. -*

*So ist von alten Zeiten her
in Eschefeld kein Kirchturm mehr.
Erst neuerdings - sie haben's Geld!-
Hat einen Turm man aufgestellt.
In Greifenhain hingegen stehn
noch zwei, wie Brüder anzusehn;
sie ragen übers Gotteshaus
hoch in des Himmels Blau hinaus.*

Der Chorknabe zu Geithain

An der Mitternachtsseite der Kirche zu Geithain sieht man auf einem Steine das Bild eines Knaben. Über seinen Rücken hängt ein kurzes Mäntelchen herab, wie es an manchen Orten die Chorjungen tragen, wenn sie bei einem Begräbnis singen.

Die Inschrift auf dem Bilde ist nicht mehr zu lesen; aber eine Sage erzählt über seine Bedeutung folgendes:

An einem Abende stiegen vier Chorschüler auf den Kirchturm. Als sie dort zu einem Fenster hinaussahen, bemerkten sie ein Nest, das Dohlen auf einem Balken dicht unter der kleinen Glocke gebaut hatten, die die Viertelstunden schlug. Die Jungen beschlossen sogleich, das Nest auszunehmen. Weil ihm aber nur von außen beizukommen war, hielten drei von den Knaben ein Brett zum Fenster hinaus, und der vierte stieg darauf und gelangte so bis an den Balken, auf dem das Nest ruhte. Als er die jungen Dohlen im Neste sah, freute er sich und rief seinen Kameraden zu: „Es sind drei schwarze Junge drin und ein weißes!“ Da wollten die drei Chorschüler, die im Turme das Brett hielten, das weiße haben; aber der auf dem Brett stand, wollte es für sich behalten. Da drohten sie ihn hinabzuwerfen, wenn er ihnen nicht das weiße hereinreichte. Als er das nicht tat, ließen sie das Brett los, und der arme Knabe stürzte mit dem Neste in der Hand in die Tiefe, wo er tot aufgehoben wurde.

Geisterspuk auf Burg Kohren

Wie geschickt die Überlieferung geschichtliche Tatsachen mit der Sage zu verschmelzen, wie wunderbar sich im Munde des Volkes Wahres und Falsches, Geschehenes und Erdichtetes zu verbinden pflegt und dem Ganzen ein grausig-komisches Gepräge aufzudrücken versteht, darüber fehlt es nicht an zahlreichen Beispielen, von denen die meisten wohl im Gebiete des Gespensterglaubens wurzeln. Eine dieser schönsten Sagen haftet an der Ruine des Schlosses Kohren.

Als das Christentum die Heidengötter und mit ihnen die Herrschaft der Sorben gestürzt hatte, saßen auf der Burg die Ritter von Chorun, deren Name im 14. Jahrhundert mit Herrn Thimo erlosch, dessen sechs Söhne, wie die Überlieferung berichtet, sämtlich in der Schlacht bei Lucka (1307) erschlagen wurden. Seine einzige Tochter, Jutta, war mit einem jungen Ritter auf dem nachbarlichen Schlosse Gndenstein verlobt, der zur Erfüllung eines Gelübdes nach Palästina zog und dort von den wilden Sarazenen getötet wurde. Darüber brach der Braut das Herz; sie verwünschte sich und ihr Schicksal und muß nun, wie das Volk erzählt, so lange umgehen, bis sich ein Sterblicher findet, der mit ihr die Ehe schließt.

Vor Zeiten hat sich auch einmal ein Ritter gefunden, der sich bereit zeigte, mit Jutta vor den Altar zu treten. Das hat er dem Gastwirt unten am Schloßberge selbst erzählt, und so ist die Geschichte von Kind auf Kindeskind gekommen.

Der Friedensschluß von Osnabrück und Münster hatte den Dreißigjährigen Krieg beendet, und Bürger wie Landmann jauchzten freudigen Dank zum Himmel empor. Der Soldat allein war Herr gewesen ein Menschenalter hindurch, und so konnte es nicht anders sein, als daß er die Kunde vom Frieden mit Unmut vernahm. Die Regimenter wurden aufgelöst, die Geschütze in die Festungen geschafft und den Offizieren Reisegeld gezahlt, daß sie in die Heimat zurückkehren oder dem Kriegshandwerk in fremden Landen nachziehen konnten.

Unter den entlassenen Kriegsleuten befand sich auch ein thüringischer Edelmann, namens Utz von Cannewurf, der als Ofizier in einem kaiserlichen Kürassierregiment gedient und nunmehr den Entschluß gefaßt hatte, seinen Degen der Krone Frankreich anzubieten. Er war ein tapferer Kriegermann, der auf Erden nichts weiter besaß als ein gutes Roß und sein wohlherprobtes Rüstzeug. Mit seiner Verwandtschaft stand er wegen verschiedener wilden Streiche schon längst in keiner Verbindung mehr. Nach der Heimat zurückzukehren, schien ihm daher weder rätlich noch angenehm. Des Soldaten Heimat ist überall, wo es Krieg gibt, und so wußte Utz von Cannewurf, daß er bei jedem Fürsten, der in Rüstung stand, willige Aufnahme finden würde. Von dieser Überzeugung beseelt, ritt er guten Mutes gegen Westen,

unbekümmert, wie lange die Reise nach Frankreich dauern würde; denn sein Wams barg einen schweren Lederbeutel, gefüllt mit eitlem Golde, das er als ehrlichen Beutepfennig einem schwedischen Obersten abgenommen hatte.

So kam denn der Edelmann an keinem ansehnlichen Wirtshause vorüber, ohne einen guten Trunk zu tun, zumal die Junisonne heiß vom Himmel niederbrannte. Nach langen Kreuz- und Querzügen erreichte er eines Abends Kohren, wo er vor der Herberge vom Rosse stieg und ein Schöpplein Meißner verlangte. Die am Sattel festgeschnallte Eisenrüstung mit dem gegitterten Helme, das gerade Schwert und das Faustrohr verrieten, daß der Reisende ein Kriegsmann war, und neugierig drängten sich die Gäste in des Junkers Nähe und tranken ihm höflich zu. Das gefiel ihm. Er tat allen Bescheid und begann von seinen Kriegstaten zu erzählen. Dazu zechte er nach Herzenslust und kam endlich dergestalt ins Feuer, daß seine Erzählungen jeden Grad von Wahrscheinlichkeit überstiegen und seine Zuhörer die Köpfe schüttelten und sich untereinander fragend anblickten. Dem Ritter fielen endlich diese Kundgebungen des Zweifels auf und versetzten ihn in Zorn. Die Folge war ein Streit, wobei er einen der Bürger ins Gesicht schlug. Die Übrigen drangen in hellen Haufen auf ihn ein, aber solcher Gegner achtete Utz wenig. Er sprang von seinem Sitz auf und zog das lange, glänzende Reiterschwert, sodaß seine Widersacher wie ein Volk aufgeschreckter Rebhühner das Weite suchten. Der Ritter stieß mit einer kräftigen Verwünschung das Schwert in die Scheide, warf dem Wirte patzig einen Dicktaler auf den Tisch und verlangte sein Roß. Der wohlwollende Wirt aber wollte den Junker zurückhalten, zumal er auch seinen schwankenden Gang und nicht minder den goldgefüllten Beutel bemerkte, und fragte, ob der Herr Offizier nicht lieber in Kohren übernachten wolle; denn draußen sei es bereits finster geworden.

„Ich will nicht in einem Hause bleiben, wo man einen wohlversuchten Kriegsmann zu beleidigen gewagt hat! Komm her, Wirt, bring' noch einen Krug Wein und hilf mir dann in den Sattel! Ich glaube, mir ist der Ärger in die Glieder gefahren!“ Das Roß wurde vorgeführt. Trotz seines Rausches prüfte der vorsichtige Reiter nach Gewohnheit sorgfältig Sattelzeug und Gepäck. Plötzlich fiel sein Auge auf die beiden gegen den Nachthimmel aufsteigenden Türme des wüsten Schlosses.

„Wem ist dieses Schloß?“ fragte er. „Haust ein Ehrlicher von Adel droben, bei dem ich gastliche Aufnahme und ritterliche Zehrung finden kann?“ „Die dort oben liegen schon lange in tiefem Schlafe“, antwortete scherzend der Wirt. „Ich glaube, wenn Ihr sie aus der Ruhe störtet, würde die Aufnahme keine freundliche sein!“

„Schlechte Aufnahme?“ rief der Ritter. „Nun hör' mir Einer! Schlechte Aufnahme? Jetzt will ich dort oben übernachten und den Leuten Achtung beibringen vor einem Kavalier, der seit Jahren Pulver gerochen!“ „Wird schwer sein, sie aufzuwecken“, fuhr der Wirt fort, „es wäre denn, daß die Schloßjungfer noch umgeht!“

„Was geht mich die Schloßjungfer an!“ versetzte der Junker trotzig. „Wenn sie das Tor nicht öffnen, schieße ich mit dem Faustrohre nach den Fenstern, bis man mir

Einlaß gewährt. Habe das auf meinen Kriegszügen wohl hundertmal mit bestem Erfolge getan!“

„Junker“, begann jetzt ernsthaft der Wirt, „begebt Euch nicht in Gefahr! Im Schlosse hausen unheimliche Wesen, mit denen sich ein frommer Christenmensch nicht einlassen soll!“

„Glaubst du Schelm, daß der Ritter Utz von Cannewurf Gefahr kennt?“ schrie erbost der Edelmann. „Und wenn der Teufel und seine Großmutter da oben hausten, so will ich doch hinauf, und sie müssen mir diese Nacht Quartier geben, und sollte ich sie aus ihren eigenen Betten herauswerfen!“

„Tut, was ihr nicht lassen könnt, edler Junker, ich habe Euch gewarnt“, versetzte der Wirt. „Wenn Euch die Gespenster den Hals umdrehen, dann denkt an meine Warnung! Mir graust bei dem Gedanken, in dem wüsten Gemäuer bei der Schloßjungfer zu Gaste zu gehen!“ „Die Schloßjungfer?“ wiederholte der Junker. „Bin in meinem Kriegsleben mit mancher Jungfer auseinander gekommen, und so werde ich auch hier fertig werden. Gehab' dich wohl, Wirt! Wie gelange ich nach dem Schlosse?“

„Reitet nur fürbaß! Am Ende dieser Gasse führt ein Weg seitwärts nach dem Schloßberge, eben breit genug für Mann und Roß“, sagte der Wirt. „Aber Junker, ich bitt' Euch nochmals, nehmt Vernunft an und rennt nicht in Euer Verderben!“

Jedoch vergeblich war die Warnung. Der Reitersmann hatte bald den schmalen Weg nach dem Schlosse hinauf erreicht, und immer näher kamen die gewaltigen Warttürme. Das Tor des Schlosses stand offen, und die Fenster des halbzerfallenen Langhauses leuchteten in der Finsternis matt und unheimlich. Alles war totenstill, und niemand zeigte sich, den späten Gast zu empfangen. Vom nahen Kirchturme schlug es zehn. Der Ritter stieg vom Pferde, löste das Faustrohr vom Sattel, untersuchte Kraut und Lot und machte sich fertig, eines der Fenster einzuschießen. Da erschien plötzlich am Fenster eine weiße Gestalt, eine Frau, sie winkte mit der Hand.

„Da haben wir's!“ murmelte Utz von Cannewurf. „Der Wirt ist ein Schelm, der mich in Furcht setzen wollte, damit ich in seiner Herberge nächtigen sollte.“

Inzwischen war der Junker auf das Haus zugeschritten, wo sich eine schmale Pforte mit einer aufwärts führenden Wendelstiege zeigte. Oben angelangt, öffnete er eine Tür, die in einen weiten Saal führte. Hier saß am Tische eine schöne, marmorbleiche Jungfrau, die den Kopf in die Hand stützte und regungslos vor sich hinschaute. Erleuchtet war der Saal durch das matte Licht einer an der Decke hängenden Ampel. Utz von Cannewurf zog den befiederten Reiterhut und machte eine höfliche Verbeugung. „Liebwerte Jungfer“, sagte er, „bin kaiserlicher Majestät abgedankter Offizier und auf einem Zuge nach Frankreich begriffen. Mein Stamm sind die Cannewurfe, in Thüringen gegessen. Bitte in diesem adligen Hause um einen Imbiß mit Nachtrunk und um einen Pfühl zum Schlafen.“

Die Jungfrau erhob sich, begrüßte den Gast mit steifem Knix und wies ihn zu einem Sessel. Dann nahm sie aus einem Schrein Speisen und Wein, bedeutete schweigend den Gast, sich beides schmecken zu lassen, und setzte sich ihm gegenüber. Imbiß und Wein waren trefflich. Utz leerte rasch einige Becher. „Mit Verlaub, gnädigste Jungfer“, begann er, „meine, Ihr seid das Töchterlein dieses adeligen Hauses?“

Die Angeredete neigte bejahend das Haupt. „Das freut mich“, fuhr der Junker fort, „Eure liebwerten Eltern haben sich aller Wahrscheinlichkeit nach schon schlafen gelegt?“ „Schon längst!“ „Habt ihr noch Geschwister?“ „Bin meiner Eltern einziges Töchterlein!“ „Das einzige Kind? Ei, seht doch! Glückliche, wer Euch zum Ehegespons krieget“, meinte der Junker. „Was mich anlangt, so ist es einer meiner alten Lieblingswünsche, solch ein holdes Jungfräulein heimzuführen, insonderheit, wenn es das einzige Kind des Hauses und dessen Erbe ist, wie ich das auch von Euch vermute.“ Die Jungfrau lächelte und reichte dem Junker die Hand. Diese war eiskalt, aber Utz bemerkte das in seiner freudigen Überraschung nicht und drückte sie herzlich

„Liebwerteste Jungfer!“ rief er, „ich bin Utz von Cannewurf, der Sproß eines alten, ritterbürtigen Geschlechts. Wenn Ihr an mir einiges Wohlgefallen findet, so stände meiner Werbung bei Euren Eltern nichts im Wege.“

Das Antlitz der stillen Jungfrau erhellte sich. Sie ging nach einer Truhe, entnahm ihr einen welken Kranz von Rosmarin und setzte ihn auf. Dann winkte sie dem Junker, ihr zu folgen. „Gleich jetzt?“ sagte er befremdet; „wollen wir nicht erst morgenden Tages mit den Eltern darüber sprechen?“

Die Jungfrau gab keine Antwort, sondern winkte nochmals. Meinethalben, dachte Utz. Aber überaus notwendig scheint sie es zu haben! Die Tür öffnete sich, und er folgte der Jungfrau nach der Vorhalle. Überall strahlte matter Lichterglanz. Vor der Halle standen in längst vergessener Tracht zwei Männer, die das Paar mit stummer Verneigung begrüßten und ihm voranschritten. Aus den Zimmern und Gängen huschten Männer- und Frauengestalten und schlossen sich an, so daß sich hinter dem Paare ein Zug bildete. Lautlos zogen alle die Wendelstiege hinab über den Schloßhof nach der Kirche, durch deren Fenster der helle Mondschein fiel. An den Pfeilern hingen rostige Helme, Schwerter und Panzer mit halbvermoderten Trauerfahnen zur Erinnerung an die Verstorbenen, deren Ritterbilder auf den Leichensteinen beim Flackern der Kerzen hin und her zu schwanken schienen.

Der Junker hatte bis jetzt seinen Gleichmut bewahrt. Als jedoch der Zug die Kirche durchschritt, begann es ihm etwas unheimlich zu werden. „Was der Teufel - das sieht ja aus, als sollten wir getraut werden?“ fragte er zögernden Schrittes die neben ihm wandelte Schloßjungfrau. Die aber antwortete nicht sondern klopfte dreimal auf eine steinerne Grabplatte, die einen Pfaffen im Ornate darstellte. Schläfrig richtete sich der steinerne Priester empor und wandelte mit schwerem Tritte zum Altar. Seine Augen glänzten wie Glühwürmer, und als er sich über den Altar beugte,

entzündeten sich die Kerzen von selbst. Dumpf erklangen die Töne der Orgel, und oben im Turme läuteten die Glocken, daß die Eulen krächzten und die Fledermäuse gegen die Fenster der Kirche flatterten.

Der Junker fühlte, wie ihm die Haare zu Berge stiegen, aber er wich nicht. Da begann die Stimme des Priesters dumpf wie aus dem Grabe herauf: „Junker Utz von Cannewurf, Kaiserlicher Majestät Offizier, bist du geneigt und gewilligt, dich mit gegenwärtiger edlen Jungfrau Jutta von Chorun zu verehelichen, so sprich ein lautes und deutliches Ja!“ Utz stand einige Augenblicke ganz verblüfft. Er wandte sich seitwärts, um sich aus dieser unheimlichen Gesellschaft zu lösen, aber da griff aus einer Gruft eine Knochenhand nach ihm, daß er erschrocken einen Seitensprung tat. Ein gellender Schrei hallte durch die Kirche, und überall wurde es lebendig. Aus den Grüften huschten in modernde Leichengewänder gehüllte Gestalten, die Kerzen auf dem Altar verlöschten, und rasselnd stürzten die Trauerfahnen und Eisenharnische von den Pfeilern und Wänden.

Da ertönte der Schlag der ersten Morgenstunde; es rauschten die Gestalten durch die Kirche und verschwanden, und der Prieser legte sich schwerfällig und starr wieder auf seinen Leichenstein. Junker Utz aber fühlte sich von Knochenarmen umschlungen, und ein Totenschädel, dessen Stirn ein Kranz von welchem Rosmarin umzog, neigte sich gegen seine Lippen.

„Komm mit mir, herzallerliebster Schatz“ hauchte das Totengerippe, indem es den Junker nach einer offenen Gruft zerrte, wo ein vermoderter Sarg stand. „Laß mich loß, ich will nicht!“ schrie er voller Entsetzen. Das Gespenst preßte den Unglücklichen noch fester an sich. „Da unten ist es so still und friedlich! Komm, Trauter, ins enge Kämmerlein, es hat Platz für dich und mich!“ „Himmelkreuztausend - laß mich loß, abscheuliches Knochenbündel!“ brüllte Utz vor Zorn und Schrecken außer sich, indem er mit Händen und Füßen um sich schlug.

Diese Grobheit half. Der Junker fühlte einen heftigen Schlag und fiel zu Boden. Als er wieder zu sich kam, war es Morgen, und er lag im Grase des Schloßhofes. Neben ihm stand sein Roß, das den Zaum abgestreift hatte und ruhig weidete. Der Junker rieb sich die Augen und schaute bald das öde Haus, bald das nahe Kirchlein an. Kopfschüttelnd zäumte er sein Roß und ritt hinunter vor das Wirtshaus.

„Gott zum Gruß, edler Junker! Nun, wie war die Bewirtung auf dem Schlosse droben?“ fragte schelmisch lächelnd der Wirt. „Bring’ mir einen Imbiß und einen Schoppen Meißner!“ befahl der Junker, „und meinem Gaule laß Futter vorschütten!“ „Haben beide guten Appetit mit vom Berge herabgebracht?“ fuhr der Wirt fort. „Wohl Euch und mir, daß alles so gut abgelaufen ist!“ Utz gab dem Wirte keine Antwort. Erst als der geforderte Wein auf dem Tische stand, erwachte er aus seinem Nachdenken. Er ergriff den Krug und leerte ihn auf einen Zug.

„Noch einen, Wirt!“

Utz aß und trank und gab auf alle Fragen kurze oder gar keine Antworten. Erst als er schon auf dem Rosse saß und der Wirt ihm gute Reise wünschte, fühlte er sich zur Mitteilung seines nächtlichen Abenteuers geneigt. „Weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn ich den Mut verloren hätte“, schloß er den Bericht, „aber darauf kannst du Gift nehmen, Wirt: Wenn ich noch hundertmal nach Kohren kommen sollte, auf der wüsten Burg da droben nächtige ich nimmer wieder! Behüt die Gott!“ Damit ritt Junker Utz von Cannewurf davon.

Die Geisterhenne von Schloß Wolfitz

Im Wolfitzer Schlosse ließ sich bisweilen eine schwarze Henne mit zwei weißen Küchlein sehen, die aus einem gewaltigen Kachelofen kam und ängstlich glucksend etwas zu suchen schien. Die Besitzer hatten daher das Zimmer, wo die Erscheinung stattfand, viele Jahre unbenutzt gelassen. Als nun die Zeit mit dem alten Gespensterglauben zu brechen begann, befahl ein Schloßherr, das Gemach zu öffnen. Die Furcht der Dienstleute verlachte er als Zeichen ihrer Beschränktheit. Das Zimmer behielt aber nach wie vor den Namen „die Geisterstube“.

Als Baron Alexis Hildebrand von Einsiedel Herr auf Wolfitz war, traf eines Abends dort militärische Einquartierung ein, die ein Hauptmann befehligte, der, wie üblich Herberge im Schlosse erhielt. Die Abteilung war spät abends angelangt, und der Offizier verabschiedete sich bald, um sein Lager aufzusuchen. Durch einen Zufall - die gewöhnlichen Besuchszimmer wurden gerade neu vorgerichtet - hatte man ihm das Zimmer eingeräumt, wo die Henne spuken sollte.

Als der Gast am nächsten Morgen zum Frühstück kam, war er ersichtlich übernächtigt und zerstreut, so daß der Schloßherr ihn fragte, ob er schlecht geruht habe. Der Hauptmann gestand, daß er fast gar nicht schlafen können.

„Waren Sie nicht mit dem Bett zufrieden, oder hat sonst eine Störung stattgefunden?“ forschte unmutig der Schloßherr. „Es hat mich eine seltene Stubengenossenschaft am Einschlafen verhindert“, erwiderte lächelnd der Offizier. „Man möchte beinahe glauben, es sei nicht geheuer in diesem alten Schlosse.“ Der Baron wußte nicht, ob er die Worte des Offiziers für Scherz oder Ernst nehmen sollte. „Wo hast du unsern Gast diese Nacht unterbringen lassen?“ fragte er seine Gemahlin.

„Die Erneuerung im Haupthause hat mir augenblicklich die Gastzimmer entzogen“, antwortete die Baronin. „Ich war deshalb genötigt, den Herrn Hauptmann im Flügelgebäude in der - in der - Sie stockte. Das Wort „Geisterstube“ wollte nicht über ihre Lippen. „Im Flügelgebäude?“ fiel ihr der Baron rasch ins Wort. Auch er wünschte nicht, daß man die Gaststube in Gegenwart des Offiziers mit einer so unheimlichen Benennung belegte.

„Vielleicht“, fuhr er fort, hat unsern werten Gast das zeitige Leben auf dem nahen Wirtschaftshofe gestört?“ „O nein“, versetzte der Hauptmann, „der Störenfried befand sich im Zimmer selbst.“

Der Baron bat erstaunt um Erklärung.

„Als ich mich zur Ruhe begeben und vielleicht eine Stunde geschlummert haben mochte“, erzählte der Offizier, „wurde ich plötzlich durch ein seltsames Geräusch

geweckt. Aufblickend sah ich, daß die Nachtkerze noch brannte. Ich hörte die Turmuhr elf schlagen. Eben wollte ich wieder einschlafen, als ich das Geräusch abermals vernahm und mich nunmehr im Bette aufrichtete. In diesem Augenblick kam unter dem großen altertümlichen Ofen eine schwarze Henne hervor, gefolgt von zwei schneeweißen Kücken. Sie ging mit ihnen bis in die Mitte des Zimmers, gluckste und scharrte, sträubte sich, als wenn sie ein Raubtier wahrnähme, und schlug mit den Flügeln so stark, daß das Licht flackerte und zu verlöschen drohte. Darauf durchwandelte sie das ganze Gemach und kam endlich auch vor mein Bett. Da flatterte sie hoch auf, und das Licht erlosch. Beim schwachen Scheine des Mondes bemerkte ich nach einer Weile, daß sie wieder emporflatterte, und das Licht brannte von neuem hell auf. Danach kehrte sie ruhig wieder um und pickte auf den Fußboden, worauf die Küchlein herbeieilten und mit der Mutter unter dem großen Ofen, wo sie hergekommen, verschwanden. Das kam mir doch sonderbar vor. Zweifelnd, ob ich Wirklichkeit vor mir gehabt oder ob mich eine Täuschung betroffen, stand ich auf, nahm das Licht und durchsuchte erst den Ofen und dann die ganze Stube, fand aber weder ein Hühnernest noch eine Spur von der Glucke und den Küchlein. Ich leugne nicht, daß es mich wie Grauen beschlich und der Gedanke an den sonderbaren Besuch mich nicht wieder zum Schlummer kommen ließ.“

Dem Hauptmann war nicht entgangen, daß die Familie bei seiner Erzählung in ein Erstaunen geriet, das fast an Bestürzung grenzte. Nur der Baron blieb ruhig und versetzte mit ungläubigem Lächeln: „Ich weiß nicht, ob das, was Sie da erzählt haben, Ernst oder Scherz sein soll. Sie sind erst gestern am Spätabend in Wolfstiz eingerückt, haben, wie Sie uns mitteilten, niemals vorher unsere Gegend besucht und kennen dennoch die nur hier und in nächster Nachbarschaft haftende Sage von der Geisterhenne. Gestehen Sie, Herr Hauptmann, der Diener, der Sie gestern abend nach dem Zimmer geleitete, hat Ihnen von der spukenden Henne geschwätzt, und zur Strafe dafür, daß meine Frau Ihnen das unheimliche Zimmer zur Nachtruhe anweisen ließ, haben Sie ihr eine Gespenstergeschichte zum besten gegeben.“

„Sie irren, Herr Baron“, erwiderte ernst der Offizier. „Mein Ehrenwort mag Ihnen dafür bürgen, daß ich weder von dem Diener noch sonst vorher Kenntnis von einer solchen Sage hatte. Was ich von der Erscheinung mitteilte, beruht auf eigener Anschauung. Nicht minder kann ich versichern, daß ich vollkommen wach war und, indem ich anfänglich die Hühner durch Zufall ins Zimmer gekommen wähnte, an nichts weniger, als an etwas Übernatürliches dachte.“

Noch immer sträubte sich der Verstand des Schloßherrn, die Erscheinung der drei Hühner für etwas Anderes als die Ausgeburd einer aufgeregten Phantasie zu halten. Endlich schien er zu einem Entschlusse gekommen zu sein.

„Wir haben jetzt die Maurer im Schlosse“, sagte er zu seiner Gemahlin. „Was meinst du, wenn wir den alten Ofen wegnehmen ließen? Vielleicht wird dadurch das Geheimnis gelöst?“

Die Baronin hatte nichts gegen diesen Vorschlag einzuwenden, und es mußte alsbald ein Maurer ans Werk gehen. Das Geheimnis wurde durch die Beseitigung des Ofens indessen nur teilweise gelöst. Als nämlich der Arbeiter den Estrich weggenommen hatte, stieß er auf ein erhabenes Gediele, worunter die Gerippe zweier ganz jungen Kindlein lagen. Wer sie dorthin gebracht und ob damit eine Greuelthat zusammenhing, das ist niemals ans Licht der Welt gekommen.

Die beiden Kindergerippe wurden in aller Stille auf dem Friedhofe des nahen Pfarrdorfes Greifenhain begraben. Seit jener Zeit hat sich die schwarze Henne mit ihren schneeweißen Küchlein nie wieder sehen lassen. Im Volke erzählt man, die Glucke sei die Mutter der beiden ermordeten Kindlein gewesen und habe bis zur Entdeckung der Gebeine und deren Beisetzung in geweihter Erde keine Ruhe finden können.

